

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 42.

Sonntag, den 15. Oktober 1899.

VI. Jahrgang.

Oktober.

Nachdruck verboten.

Von Ernst Konrad (Freyenstein).

Sie hatte ihren Jenz nach Rönne begleitet, von wo der Dampfer nach Kopenhagen hinüberfährt. Der Abschied war ihr schwer geworden, schwerer wie in früheren Jahren. Aber was half's? Der Fischfang warf während des Winters nur geringe Erträge ab und brüben in der Großstadt gab's lohnendere Arbeit. Dort konnte Jenz so viel verdienen, wie ihnen noch fehlte, um zum Sommer Hochzeit machen zu können.

Die Insulaner sind keine Freunde von vielem Reden, es kommt bei ihnen selten zu einem lauten Gefühlsausbruch. An die Einsamkeit gewöhnt, sind sie in sich gekehrt und verschlossen. So wurden auch hier nur wenig Worte gewechselt.

„Fare well,“ sagte Anne und Thränen perlen über ihre Wangen. „Leb' wohl mein Lieb,“ antwortete Jenz und berührte ihre Lippen in leichtem Kusse. „Nichte alles her, wenn ich zum Frühjahr zurückkommen, brauchen wir nur noch die letzte Hand anzulegen.“

„So Gott will!“, seufzte Anne.

Jenz schritt der Landungsbrücke empor, die Dampfspeise schritt zum letzten Male, die Rabschäufeln peitschten das Wasser und langsam setzte sich das Schiff in Bewegung. Einige Abschiedsgrüße noch, dann wurden die Konturen des Dampfers immer undeutlicher, bis er schließlich gänzlich im Nebel verschwand.

Anne rüstete sich zum Heimmarsch. Der Nordwind jagte schwere Nebelschwaden über die Insel, die See wälzte hohe Wogen heran, die an den Klippen zerschellten und den feinen Wasserstaub der einsamen Wanderin in das Gesicht trieben. Anne, die keine Furcht kannte, schritt muthig ihres Weges fürbass. Sie überlegte nochmals . . . Also bis zum Frühjahr noch! Sie wußte, daß sie während all' der Monate bis dahin von Jenz keine Nachricht erhalten werde. Erstens verstand der mit Feder, Tinte und Papier nichts Rechtes anzufangen und dann war die Insel während des Winters doch von jedem Verkehr abgeschlossen, durch die Eismassen konnte sich kein Postdampfer den Weg bahnen. Sie mußte sich also in Geduld fassen.

Ein halbes Jahr beinahe noch! Ach, das würde für sie zu einer Ewigkeit werden. In dem einsamen Fischerdörfchen hatte sie auch nicht einen Freund und noch viel weniger eine Freundin. Das war ganz erklärlich, denn bei dem strengen Sittenlober der Insulaner war sie eine Geächtete . . . Sie hatte weder Vater noch Mutter gekannt, — der Vater war Fischer gewesen, wie alle männlichen Einwohner des Dorfes, eine Sturmfluth hatte ihn verschlungen kurz vor der Hochzeit mit ihrer Mutter. Der Gram und Harm hatte die Gesundheit derselben untergraben, sie hatt ihre Geburt mit dem Tode bezahlen müssen.

Anne zog ihr Tuch fester um die Schultern. Sie dachte mit Entsetzen zurück an ihre Jugend, ihre Schuljahre, — sie war und blieb die Rindertwerthige, die am wenigsten Geachtete. Sie war Magd geworden beim alten, gebrechlichen Johannsen, den sie mit rührender Sorgfalt pflegte und hegte. Auch das befreite sie nicht von dem Brandmal, das ihr unglückseliges Geschick auf die Stirn gebrüht hatte.

Da war Jenz gekommen! Jenz, der in Kopenhagen bei den Blaumützen gebient hatte und die Großstadtsansichten mit nach der einsamen Insel brachte, der kümmerle sich nicht um den Klatsch und Tratsch. Er behandelte Anne genau so wie die anderen Mädchen des Dorfes, — ja, aufmerksamer, liebevoller! Man verdächtigte Anne, man

trug ihm allerhand schlimme Geschichten zu, man kündigte ihm die Freundschaft, — Jenz zuckte die Achseln und blieb seiner Anne treu.

Nun wollte er sie nach seiner Heimkehr heirathen. Ein Schein des Glücks flog über ihr Gesicht . . . dann sollte noch mal Jemand kommen und sie über die Achsel ansehen. Ihr Jenz würde dem schon zeigen, was seiner Frau gebühre!

Damit hastete sie eifertig vorwärts, sie merkte kaum die kalte Luft und die feuchten Nebel des October.

Von den Dächern der Miethskasernen triefte das Regenwasser, auf dem Asphaltpflaster stand „Matsch“, die Bäume des Berliner Thiergartens schüttelten die letzten gelben Blätter ab. Dazu pffiff ein schneidender Nordost um die Straßenecken.

„Ne ganz ungemüthliche Sache“, räsonnirte der Buchhalter Haber, als er in die Krausenstraße einbog. „Man muß sich seinen Becher Pilsener fast mit Lebensgefahr erkämpfen, es ist ja rein zum Toll — — —“

Parboux, fauste ein Blumentopf vom Balkon der ersten Etage nieder, brückte ihm den Regenschirm ein und ging zu seinen Füßen krachend in Trümmer.

Herr Haber sprang eifertig zur Seite und schnappte nach Luft wie ein Fisch aus dem Trodenen. Als er seinen Schreck überwunden hatte, kriegte er's mit der Wuth. „Schuhmann, Schuhmann, Schuhmann“, kreischte er, und als wirklich ein „Blauer“ herbeieilte, verlangte er, daß man den Namen desjenigen feststelle, der ihm den Blumentopf auf den Kopf „geschmissen“ habe. Als der „Blaue“ dieses Verlangen nicht sofort erfüllen wollte, stürmte Herr Haber hinauf nach der ersten Etage und brückte energisch auf den Knopf der elektrischen Glode.

„Kommerzienrath Hugger,“ las er da plötzlich an dem bronzenen Thürschild. Du lieber Himmel, das war ja der Vorsitzende „seiner“ Aktiengesellschaft. Noch ehe er aber den salto mortale die Treppe hinunter riskirt hatte, wurde schon die Thür geöffnet.

„Gnädiges Fräulein wünschen bringen, persönlich um Verzeihung bitten zu dürfen,“ meldete der Diener und schob ihn mit einer sanften Handbewegung in den Korridor.

Der Herr Kommerzienrath kam in den Salon, die Gnädigste erschien und auch Fräulein Melanie.

Herr Buchhalter Haber fiel von einer Entschuldigung in die andere.

„Ach, Gechriester“, unterbrach ihn der Kommerzienrath, „ich habe Sie schon immer als sehr tüchtigen Menschen kennen gelernt . . . Es wird jetzt bei uns eine Prokura-Stellung frei, — ich brauche Sie nur in Vorschlag zu bringen, dann haben Sie die Prokura weg.“

„Mein werthrer Herr Prokurist Haber, ich trage die Schuld, daß Ihr Regenschirm in die Brüche gegangen ist,“ lachte die Rätthin, „denn ich bin es gewesen, welche angeordnet hat, daß die Blumentöpfe auf den Balkon gestellt werden sollen.“

„Ach Mama,“ wandte Fräulein Melanie schüchtern ein, „eigentlich trage ich die Schuld, — der Wind hat den Blumentopf gar nicht heruntergeweht, er entglitt meinen Händen, als ich ihn in's Zimmer tragen wollte . . .“

Herr Prokurist Huber erschöpfte sich in Entschuldigungen! — Eine Einladung folgte der anderen: man dinirte, trank Port, Mosel, Bepcheville, deude Cliquot — — —

Eines Tages gab's eine Verlobung: Fräulein Melanie Fugger — Herr Proturist Haber!

Heute noch, nach langen Jahren, erzählt Herr Kommerzienrath Haber gern eine lustige Geschichte. „Es war eine ganz ungemüthliche Sache,“ meint er schmunzelnd, „wenn ein Blumentopf durch den Regenschirm gefahren kommt, so ist das gar kein schönes Gefühl. Aber Glück muß der Mensch haben. Mein Glück verdanke ich, — abgesehen von dem heruntergefallenen Blumentopf, — dem scharfen Nordostwind des Oktober!“

Die Elbe wälzte ihre gelben Fluthen mit raschem Anprall durch die Pfeiler der Augustusbrücke in Dresden. In einen Sommerflausch gehüllt, schlenderte ein junger Mann über die Brücke. Du lieber Himmel, wenn man Klavierlehrer ist und täglich nur drei Stunden zu erteilen hat, braucht man mit der Zeit nicht zu geizen. Er blieb also in der Mitte der Brücke stehen, etwa bei der Stelle, wo einstmals das goldene Kreuz gestanden hatte, das, durch eine Hochfluth hinweggerissen, noch heute im Sande des Elbstromes begraben ist.

Erich Radwiz war ein herzlich armer Schluder. Er besaß Talent, aber kein Geld und von Talent allein kann schließlich der talentvollste Mensch nicht leben. Er kalkulirte: drei Lektionen a eine Mark gleich drei Mark täglich. Miethe, Kaffee, Kosi, — da waren die drei Mark schon unter die Leute gebracht, zu einem Winterpaletot reichte es wirklich nicht. Er „bibberte“ ganz erbärmlich in seinem dünnen Rock . . . na, das konnte einen netten Winter geben! Dann seine Stiefeln, — oh weh, das Beste an ihnen war die Ventilation.

Da setzte sich plötzlich auf die in das Brückenrondbell eingebaute Steinbank ein altlicher Herr, — dürr, gelbes Haar, gelben Bart, gelben Hut, gelben Ueberrock, — eine durchaus spleenige Erscheinung. Aus der Tasche zog er einen Bädeder, gelb gebunden. Erich musterte neugierig die tomsche Erscheinung. „Na“, murmelte er, „mit dem Knaben ist's richtig. Das ist ein mit dem gelben Spleen behafteter Engländer.“

Der gelbe Kostümirte räusperte sich. „Wo sein das gelbe Kreuz?“ fragte er Erich und tippte mit dem Finger auf eine Stelle im Reisehandbuch.

„Das liegt in der Elbe“, antwortete Erich.

„Well“, meinte der Engländer weiter, „warum holen Sie's nicht rauf?“

„Weil“, lachte Erich, den sonderbaren Kauz parodirend, „dann die Elbe nicht so gelbe aussehen würde.“

„Well“, erklärte der Engländer sehr bedächtig, „ich liebe das Guelbe. Was sein Sie?“

„Klavierspieler“, antwortete Erich kurz angebunden.

„Very well“, meinte der Engländer, „spielen Sie mir was vor.“

Eine Droschke brachte die Beiden in's Hotel. Erich bearbeitete den Bechstein nach allen Regeln des klavieristischen Virtuositenthums.

„Serrr gutt“, lobte der Gelbe, den der Oberkellner mit Lord Lansdale angerebet hatte. „Wenn Sie wollen, sein Sie mein Reisebegleiter. Ich fahre weit, nach dem guelben Nil, zu den guelben Arabern in der guelben Wüste . . .“

Erich befann sich nicht lange, er schlug ein.

„Brav, mein Junge“, meinte der Lord, „hier ist ein guelber Tausendmarckschein, laufen Sie sich guelbe Schuhe, guelben Anzug, guelbes Haar . . . Ich liebe guelb . . .“

Erich verfügte den Tausendmarckschein in seine Tasche, — er hatte solch' ein Ding in seinem Leben noch nicht gesehen. Ihm kam es vor, als ob die Banknote nicht gelb, sondern grau aussehe. Na, er konnte sich täuschen, der Lord hatte sich wohl auch getrrt. Aber vielleicht war er farbenblind . . .

So schritt er wieder der Augustusbrücke zu. Welch' eine Weinbung! Er fühlte, jezt war er geborgen und zertrat kühn mit dem Rest seiner Stiefelsohlen die gelben Blätter der Kastanien und Linden, welche von der Brühl'schen Terrasse her unter seine Füße wehte der Nachtfrost des Oktober.

Oktoberfest in München! Alles was Beine hat pilgert hinaus nach der Theresienwiese, den bei diesem bairischen Landesfeste bleiben nur die Schwerkranken zu Hause. Auch der Rentner und frühere Selcher Xaver Schmidl befand sich unter den Festpilgern und kimperte vergnügt mit der Handvoll blanker Thalerstücke, die er sich lose in die Tasche gesteckt hatte. Heute wollte er sich einmal ordentlich amüsiren, denn wer seinen Namenstag zusammen mit dem Oktoberfest feiern konnte, war ein ganz besonderer Glückspilz. Und Glück hatte er Zeit seines Lebens sehr viel gehabt, — er strich sich vergnügt mit der ringgeschmückten rechten Hand über sein Schmerbäuchlein und schmunzelte: „Auf ein Dugend Moas bin ich heut geacht!“

Er stürzte sich „rin in den Strudel“ und entwickelte einen so kapitalen Durst, daß er bald in jene Verfassung gerieth, in welcher dem Menschen alles „Wurscht“ zu sein pflegt. Und wenn Herr Schmidl von dem Gefühl der „Wurschtigkeit“ beseelt war, dann war ihn nichts zu theuer. Er warf also mit den Thalerstücken nur so um sich, sobald die ganze Gesellschaft auf seine Kosten zechte. Schmidl stimmte eben den schönen Singang an:

„Mir soan nit von Pasing,

Mir soan nit von Doam,

Mir soan ja in Munka,

In Munka dahoom —“

Als ihm ziemlich verb auf die Schulter geklopft wurde und ein behelmter Hüter des Gesezes ihn anschrie: „San's stad! Hier wird nicht gesungen.“

Herr Schmidl verfärbte sich, er kriegte „an Zorn“. „Woas?“ rief er, „am Oktoberfest nit singa? Dees wär' net bitter. Alsdann ein-g'stimmt“, forderte er seine Nachbarn auf, „die Zech' bezahl i . . .“

„Mir soan nit von Pasing,

Mir soan nit — — —“

Da klappte der Sänger plötzlich zusammen, denn der Gensdarm hatte ihn mit kräftiger Faust am Genid gepackt. Im Augenblick aber hatte sich Herr Schmidl losgerissen, ein Maaßtrug flog auf die Erde, der Helm des Gensdarmen tollerte hintendrein, — „hurrah“, riefen die Wurschen von jenseits des Inn und rückten die Spielhahnsfedern der Hüte nach vorn, „geraacht wird“ — und schon hatte sich ein Menschenknäuel gebildet, Kampfesruse durchtobte das Lokal, man „raafte“ nach Herzenslust.

. . . Herr Rentner Xaver Schmidl war eben von der Wache entlassen worden. An seinem Rock fehlte der rechte Kermel, das linke Auge war blau unterlaufen, der Kopf zerbeult. Ein mitleidiger Polizist packte ihn in eine Droschke.

„Hm“, knurrte er, als die der Stadt zufuhr, „do seit sie niz. A voar Schmidl' scheint m'r hat's abg'sekt. Thut niz, — wir haben's dazu. In toaner Stadt der Welt feiern's so schöne Feste wie in meinem klaben Munka im Oktober!“

Die muthigste Fran der Welt.

Es dürfte heutzutage wohl kaum noch eine männliche Berufsart geben, die von den Frauen nicht mit Beschlag belegt worden wäre. Allerdings ist dies weniger bei uns der Fall, als in England und Amerika. Jenseits des Weltmeeres sind den Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen so ziemlich alle Branchen und Aemter zugänglich, so fern sie die physische und geistige Kraft besitzen, die damit zusammenhängenden Pflichten zu erfüllen. Ein außerordentliches Maß von Muth, Energie und Kaltblütigkeit muß dem weiblichen Wesen eigen sein, das sich zu dem Amt eines Vollstreckers von Todesurtheilen hergeben konnte, wie es eine junge Amerikanerin, Miß Claire Ferguson, gethan hat. Aus dem Leben dieses ungewöhnlichen Mädchens weiß eine New-Yorker Zeitschrift viel Interessantes zu erzählen. Miß Ferguson ist die Tochter einer mit ausgedehnter Praxis versehenen Arztin, und in dem Operationsaal der Mutter, wo sie als Assistentin fungirte, erlangte sie ungemein starke Nerven, die ihr jezt so gute Dienste leisten. Vor etwa zwei Jahren, als sie gerade die Zwanzig überschritten hatte, bewarb sich die junge Dame um den Posten eines Gehülfen des Exekutivbeamten von Salt Lake City im Staate Utah. Ihre Schwärmerei für einen recht gefährvollen und schaurigen Beruf wurde befriedigt — sie erhielt die anderen Sterblichen wenig beneidenswerth erscheinende Stellung. Als Sheriff Lewis seine schöne, junge Assistentin die ihr obliegenden Pflichten klarlegte, machte er sie gleich darauf aufmerksam, daß man sie über kurz oder lang damit betrauen würde einen Verbrecher ins Jenseits zu befördern und daß sie am besten thäte, sofort Uebungen mit dem Revolver vorzunehmen. In Utah herrscht nämlich der Gebrauch, es dem verurtheilten Deliquenten freizustellen, ob er durch den Strid oder eine Kugel enden wolle. Gewöhnlich wählt der Betreffende den Tod durch Erschießen. Er wird dann zu einer einsamen Stelle in den Bergen geführt, und ein Stück weißes Papier, das man ihm auf die linke Seite der Brust heftet, dient dem Exekutivbeamten als Zielscheibe. Miß Ferguson begann sofort zu üben und gewann bald eine solche Sicherheit in der Handhabung des Revolvers, daß sie das an einem Baumstamm befestigte kleine Stückchen Papier auf zehn Meter Entfernung zu treffen vermochte. Bisher ist sie aber noch nicht in die Lage gekommen, diese Kunstfertigkeit praktisch zu bethätigen. Zu ihren nicht minder unheimlichen und gleichzeitig äußerst riskanten Obliegenheiten gehört es nun, Verbrecher zu eskortiren und zu bewachen. Bei einer Gelegenheit mußte sie sich mit einem verwegenen Einbrecher, dem man Hand

schellen angelegt wurden, mehrere Stunden in demselben Raume aufhalten. Dem geschickten Wirt, es mit Hilfe eines Drahtstiftes, das Schloß der Fessel zu erbrechen. Die in der Kette hängende Kerkermeisterin merkte nicht eher etwas, als bis die eisernen Armbänder zu Boden fielen und der Gefangene im Begriff war, sich auf sie zu stürzen. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren richtete das junge Mädchen den zur Hand liegenden Revolver auf den mit rollenden Augen und geballten Fäusten dastehenden Mann und drohte, falls er nur einen Schritt machte, abzubrühen. Einige Minuten stand sich das ungleiche Paar regungslos gegenüber; da trat zufällig ein Gefängnisbeamter in das Zimmer, der die gefährliche Situation überschaute und dank seiner enormen Muskelkräfte es wagen durfte, die von den Fesseln befreiten Handgelenke des rohen Gesellen von hinten zu fassen und von Neuem in die abgestreiften Eisen zu legen. Auch das Ueberführen von Wahnsinnigen in die zwei Stunden von Salt Lake City entfernte Irrenanstalt wird durch Miss Ferguson besorgt. Während ihrer zweijährigen Thätigkeit hat die beherzte Schöne nicht weniger als 106 Geistesranke, unter denen sich viele Töblichste und von Mordlust befallene Irre befanden, in einem geschlossenen Wagen ohne jeglichen Beistand begleitet. Häufig genug wird sie von den ihrer Obhut anvertrauten Kranken gebissen und getrahl. Miss Fergusons äußere Erscheinung sieht man es nicht an, daß sie befähigt ist, einen solchen gefährlichen Beruf auszufüllen. Sie hat eine biegsame, schlante Gestalt, ein schmales, sehr hübsches Gesicht und zierliche Hände und Füße. Daß sie zahlreiche Heirathsanträge erhält, dürfte kaum zu verwundern sein.

Der schwarze Millionär.

Aus New-York wird geschrieben: Malcolm Harry Wellmann ist ein Neger von schwärzester Hautfarbe, der seine Karriere als Diener eines der größten Getreidespekulanten Chicagos begann. Mit 22 Jahren hatte er sich schon so viel erspart, daß er eine bescheidene Speculation mit 50 000 Scheffel Korn wagen konnte, die ihm einen Gewinn von 85 000 Francs trug. Mit diesem Kapital begann er bei den Wettrennen zu spielen, und da er als gewiegener Pferdekennner nur sicher wetteile, hatte er hierbei so glänzende Erfolge, daß er sich im Alter von 27 Jahren im Besitze von Millionen befand. Doch weder sein Vermögen, noch die originelle und rasche Art, dasselbe zu erwerben, wären im Stande gewesen, die oberen vierhundert der New-Yorker Gesellschaft aus ihrem Gleichmuth ihm gegenüber zu weichen, wäre Malcolm Harry Wellmann nicht bei seinem Entree in New-York als vollkommener Dandy, als elegant par excellence, erschienen, und wäre seinem Einzuge nicht ein ganzes Toilettenarsenal von Koffern, Kisten und Kassetten vorangegangen, um das ihn selbst Brummel, der berühmteste Dandy der Dreißiger Jahre hätte beneiden können. Sein erstes Auftreten war von unerhörter Pracht begleitet. Er gab ein Diner, dem die elegantesten Clubmen von New-York beizuhöhen, und beschenkte jeden anwesenden Herrn mit einer silbernen Statuette seines berühmten Pferdes Proctor Knot und jede anwesende Dame mit einem ganz auf Gold montirten Regenschirm. Nach dem Essen lud er seine Gäste zu einer Besichtigung seiner Garderobe. Man war verblüfft! Den Grundstock bildeten zweiundfünfzig Anzüge; dazu kamen achtzehn elegante Anzüge, sechs Smoking's, vier Abendanzüge mit Frack, neun Wehröde, zwölf Bichelkostüme, zehn Kostüme für das Golfspiel, sieben für Lawn-Tennis und elf zum Besuchen der Rennen bestimmte, einundzwanzig Ueberröde, von dem mit schwarzem Atlas gefütterten Abend-Macferlane an bis zu dem braunen Cover-Coat; 37 Weinkleider in verschiedenen Farben und neununddreißig Seidenbrokatgilets. In besonderen Fächern sah man zweiundfünfzig Paar Schuhe, Lackschuhe und gelbe, rothe und sogar nilgrüne Schuhe, Stiefel, Halbstiefel, Escarpins, Leinenschuhe und solche aus weichem Rehlleder. Einunddreißig Regenschirme, zwölf Sonnenschirme und hundertzwölf Spazierstöcke von verschiedenartigster Gestalt bildeten eine eigene Sammlung. Die Kravatten aber waren nach Dutzenden zu zählen; jede einzelne mußte sich nicht nur dem Kostüm, zu dem sie getragen wurde, sondern auch der Stunde des Tages und der Witterung anpassen. Die New-Yorker Jugend war außer sich vor Entzücken. Das Vorurtheil gegen die Farbe des Elegants, das sonst unüberwindlich scheint, ward ganz vergessen. Malcolm Harry Wellmann ward mit Einladungen nach Newport, dem fashionablen Weltbad, überschüttet. Man folgte seinen Spuren, kopirte ihn, belagerte seine Schneider, Hutmacher und Schuster, um auf den Grund des Geheimnisses seiner unerreichten Eleganz zu gelangen. Als man erfuhr, daß er fünfmal im Tage die Kleider wechselte und die Schuhe sechsmal, da kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

Kopfschmerz

Wachsthum verboten

Von Dr. med. Teschen (Berlin).

Kein Leiden ist so verbreitet, als der Kopfschmerz. Das ist die natürliche Folge der gesteigerten Kultur.

Der Kopfschmerz ist keine Krankheit für sich, sondern nur das Symptom irgend eines abnormen oder kranken Zustandes in unserem Organismus.

Fast jeder Schnupfen, jede Erkältung ist von Kopfschmerz begleitet, jedes Fieber beginnt mit ihm, jede Verdauungsstörung, jeder Krampfzustand kann ihn hervorrufen.

Der gastrische Kopfschmerz ist wohl der häufigste und kommt bei jedem Alter, Geschlecht und jeder Konstitution vor. Er entsteht aus Verdauungsstörungen, die sich oft nur durch Kopfschmerz kund geben, manchmal auch noch verbunden mit Uebelkeit und Brechreiz.

Dieser Kopfschmerz sitzt in der Regel in der Stirn, namentlich über den Augenbraunen, in der Augenhöhle.

Es ist wichtig, sich den Sitz des Schmerzes zu merken, da jede Art von Kopfschmerz ihren besonderen Sitz hat, nach welchem sie erkannt und behandelt wird.

Der plethorische oder congestive Kopfschmerz wird durch dauernde Blutüberfüllung oder zeitweisen Blutandrang nach dem Kopfe erzeugt und der Schmerz ist beinahe über den ganzen Kopf verbreitet, der dabei dumpf, schwer und eingenommen ist.

Bei dieser Art von Kopfschmerz entsteht leicht Schlaganfall, namentlich bei Körperanstrengungen oder bei Unmäßigkeit und Verstopfung.

Personen, welche an diesem Kopfschmerz leiden, müssen Alles vermeiden, was den Zufluß des Blutes nach dem Kopfe vermehrt. Sie müssen viel Wasser trinken, wenig Fleisch genießen, Spirituosen, Kaffee und Thee vermeiden, sich viel in freier, frischer Luft bewegen, aber ohne Anstrengung. Bei Schwindelanfällen nehme man Abführmittel, am besten Glaubers- oder Bittersalz, etwa 10 Gramm auf eine Tasse Wasser.

Der nervöse Kopfschmerz befällt meist reizbare, nervöse, hysterische Personen, am meisten Frauen.

Er tritt oft plötzlich ein, geht dann aber auch bald wieder vorüber; er ist stechend und erregt leicht Krampf- oder Schwindelanfall. Der nervöse und hysterische Kopfschmerz macht sich meist auf dem Scheitel geltend und erregt ein Gefühl, als ob ein Nagel in den Kopf gehöhrt würde. Hierher gehört auch die sogenannte Migräne, die in der Regel nach längstens 48 Stunden von selbst vergeht. Alle nervösen Kopfschmerzen erfordern eine ärztliche Behandlung. Unerlässlich zur Heilung ist eine diätetische Kur, wodurch die Anfälle seltener und schwächer gemacht werden. Bei all' diesen genannten Kopfschmerzen ist Diät und Bewegung in freier Luft von bester Wirkung. Früher gaben die Aerzte die mannigfachen Arzneimittel gegen diese Kopfschmerzen, in den meisten Fällen ohne jedweden Erfolg. Die moderne Medizin hat neue Mittel in Anwendung gebracht, von denen das eine oder andere bei jedem Patienten hilft. Da sind in erster Linie zu nennen: Antipyrin, Antifebrin und Phenacetin. Von diesen Mitteln wurde bis jetzt nur jedes für sich eingenommen in Gaben von 0,5 bis 1,0; und dem einen half dieses, dem anderen jenes Mittel. In letzter Zeit, in den letzten Monaten, hat man diese Mittel zusammengesetzt und man erzielte damit die glänzendsten Erfolge.

Die zwei berühmtesten Vorschriften lauten: Antipyrin 0,5 Phenacetin 0,1, Antifebrin 0,05, gut gemischt höchstens dreimal täglich eine solche Gabe genommen, lassen jeden Kopfschmerz schwinden. Die zweite Formel lautet: Phenacetin 0,5, Coffein. Citric. 0,05. Die Anwendung ist wie bei Nr. 1.

Bei dem weitverbreiteten und häufig qualvollen Vorkommen der Kopfschmerzen werden vielen Leidenden diese Vorschriften höchst willkommen sein, wenn sie auch ohne ärztliche Verordnung in der Apotheke nicht angefertigt werden dürfen. Kein Arzt wird sich weigern, dem Leidenden die eine oder andere Formel aufzuschreiben, denn die maßvolle Anwendung dieses Mittels kann nur wohlthuend und lindernd wirken.

Sehr häufig ist ferner noch der rheumatische Kopfschmerz, ein sehr modernes, aber zum Glück meist ungefährliches Leiden. Dieser Kopfschmerz kommt nur bei Personen mit richtigen oder rheumatischen Anlagen vor. Freilich bei diesen oft sehr schnell und häufig, schon bei der geringsten Kälte, entstanden durch Entblößen des Kopfes bei leichter Transpiration.

Charakteristisch für diesen eigenthümlichen Kopfschmerz ist das Wandern desselben. Er sitzt selten fest an einer Stelle, er wandert von einer zur andern. Er wandert im Kopfe von rechts nach links, von oben nach unten, vom Hinterkopf zur Stirn, ja er wandert vom

Kopf in den Rumpf und umgekehrt. Der Schmerz befällt die Sehnhaut der Stirnhöhlen, so kann er auch bei seiner Wanderung die Schleimhäute der Nase befallen und die Erscheinungen des Schnupfens hervorrufen.

Ist der Patient von seinen rheumatischen Schmerzen überhaupt geheilt, bleibt auch der Kopfschmerz ganz von selbst weg. Diät, Ruhe und leichte Zerstreuung, viel leichte Bewegung in frischer Luft sind allen Kopfleidenden gut, daher sind Bädereien sehr beliebt und heilsam.

In Fällen von gastrischen und nervösen Kopfschmerzen hat ein sechswochentlicher Aufenthalt in Karlsbad oder Rissingen gute Dienste gethan.

Für congestive Kopfschmerzen läßt sich schwer ein Bad ohne genaue ärztliche Untersuchung nennen.

Für hysterische Kopfschmerzen empfehlen sich die Bäder: Ems, Baden-Baden, Gastein, Teplitz und Warmbrunn.

Für rheumatische Kopfschmerzen ist Burtseid bei Aachen das beste Bad.

Zu erwähnen wäre noch der sogenannte Gesichtsschmerz oder tic douloureux, jener unheimliche Nervenschmerz oder Neuralgie mit seinen spannenden, juckenden und triibselnden Empfindungen, dessen Entstehung und Verlauf man leider noch nicht kennt und dessen Heilung so schwierig ist. Bis jetzt hat man durch sehr hohe Wärme und Gaben von Chinin diesen höchst unangenehmen, langandauernden Schmerz zu lindern versucht. Subcutane Morphiumeinspritzungen lindern natürlich den Schmerz, müssen aber auf die Dauer zerrüttend wirken.

In neuester Zeit hat man gute Erfolge erzielt, indem man Chinin 0,5 und Rezept Nr. 2 abwechselnd gab, von jedem Mittel täglich 2 Dosen.

Was wird aus den alten Zeitungen?

Auf diese die Presse und ihre Leser sehr interessirende Frage antwortet Emilie Grautier in der „Liberte“. Da sind zuerst die ungeheuren „Stoßs“ von altem Papier, die man einstampft, um neues Papier daraus zu machen. Aber aus Papier macht man nicht nur Zeitungen, Wochenblätter, Bücher, Liebesbriefe, Vorladungen, Protokolle und Banknoten, Cigaretten und Wahlzettel. In unserer gelehrten Zeit macht man daraus auch Möbel, Fußböden, Dächer, Wagenräder, Eisenbahnschienen, Flaschen und Tonnen, Röhren und Pfeifen, Kanonen, Stoffe (Seide, Wolle und Baumwolle), Zucker, Alkohol und Explosivstoffe. Diese merkwürdige Liste ist durchaus noch nicht vollständig, und die alten Zeitungen können „nach ihrem Tode“ noch zu ganz anderen Dingen verwandelt werden. Kunstschüler, Drechsler usw. brauchen fabelhaft viel Papier zum Herstellen von Bürsten, Kämmen, Handspiegeln, Tabaksdosen, verschiedenen Schachteln, Geldtaschen, Cigarrentaschen, Messergriffen und Regenschirmen. Die Bijouterie verwendet es zur Nachahmung von Korallen, Bernstein, Malachit, Vaserstein (Lapis lazuli), Schildkrötenhäute, Elfenbein, Perlmutter usw. Andere Industrien benutzen die alten Zeitungen zur Fabrikation von künstlichen Gebissen, Zifferblättern, Fächergerüsten, Billardkugeln, Claviertasten, Reitzzeug, Platten, Spielkarten, Kinderbällen, künstlichen Blumen usw. Das Papier, sei es nun bedruckt oder nicht, ist also niemals verloren; man braucht es nur den Herren Chemikern anzuvertrauen. Welcher Ausblick in die Zukunft öffnet sich da! Unsere Nachkommen werden Schuhe tragen, die aus der Dreifuß-Affaire gemacht sind, auf einem Leitartikel des „Figaro“ schlafen, sich mit einer Lokalnachricht die Zähne putzen, eine Theaterkritik rauchen und mit einem Feuilleton ihren Kaffee süß machen.

Amors besflügelte Boten.

Ein jung verheirateter Künstler rühmt sich mit nicht geringem Stolz, daß er niemals den prosaischen Briefkasten dazu benutzt hat, um seiner Verlobten einen Liebesbrief zu übermitteln. Als glücklicher Besitzer eines Pärchens intelligenter Brieftauben nahm er jedesmal einen der Vögel oder auch beide mit, wenn er seiner Liebsten einen Besuch abstattete. Dies geschah während der Zeit, da sein Verlobniß mit der Dame noch ein Geheimniß der Welt gegenüber war. Sobald der junge Mann im elterlichen Hause seiner Auserwählten angelangt war, gab er seinen geliebten Begleitern die Freiheit und diese flogen durch das offene Boudoirfenster direkt zu ihrem Heim zurück. Nachdem sich die Thiere an dieses Hin- und Herreisen gewöhnt hatten, konnte ihre Erziehung bald als vollkommen betrachtet werden. Ihr Eigenthümer ließ dann täglich eine oder die andere Taube zum Fenster seiner Golden fliegen, und diese fand an dem unteren Theil des rechten Flüßels stets ein Briefchen von feinstem Papier, das zusammengefaltet

kaum größer war, als eine Briefmarke. In mikroskopisch kleinen Buchstaben, die zu zeichnen dem Besender keine geringe Mühe kosten mußte, war eine mehr zärtliche als wichtige Botschaft anvertraut. Nachdem die Empfängerin das Zettelchen von dem Flügel gelöst hatte, setzte sie der Ueberbringerin einen Lederbissen vor, und während das kluge Thier die Delikatessen verzehrte, schrieb Mademoiselle die Antwort. Diese nahm die besflügelte Botin wieder mit zurück zu ihrem Herrn. Ein ganzes Jahr hindurch wurde die von Briefkasten und Postboten unabhängige Korrespondenz geführt, ohne daß sich der geringste Unfall ereignete. Die Vögel erfüllten das ihnen übertragene Amt mit größter Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit.

Die langen Winterabende

naben bald wieder und da macht sich mehr denn je das Bedürfnis nach reichhaltiger Lektüre geltend. Alles was sich

in der Welt ereignet,

bringt der „Wiesbadener General-Anzeiger“ schnellstens ohne irgend welche Parteinahme.

Der Dersendendienst des „General-Anzeiger“

ist ein anerkannt ausgeübter und viele Mitarbeiter in Stadt und Land sorgen durch wahrheitsgetreue Berichte aus

Wiesbaden und ganz Nassau,

insbesondere aus dem Rhein- und Naingau, dafür, daß der „Wiesbadener General-Anzeiger“ die heimische Entwicklung fördert, daß das Gefühl der Zugehörigkeit zum engeren Verbands gestärkt und gefördert wird. In seinen

drei Gratisbeilagen

„Landwirth“, „Humorist“ und „Unterhaltungsblatt“ wird das spezielle Gebiet des Wissens und der Unterhaltung gepflegt und die

Romane der „General-Anzeiger“

bilden die beste Familien-Lektüre. Infolge seiner Eigenschaft als

Amtliches Organ der Stadt Wiesbaden

ist der „Wiesbadener General-Anzeiger“ in allen Kreisen stark verbreitet und die Abonnentenzahl gerade in der letzten Zeit ganz bedeutend gestiegen, insofern sich auch die Behörden, Geschäftsleute und Private immer mehr des „Wiesbadener General-Anzeiger“ als

billiges und gutes Insertionsorgan

bedienen. Der „Wiesbadener General-Anzeiger“ hat nunmehr sein

eigenes Heim Mauritiusstraße 8,

bezogen, bei welcher Gelegenheit die Druckerei ganz neu eingerichtet wurde u. der „Wiesbadener General-Anzeiger“ infolge Aufstellung einer neuen Rotationsmaschine aufgeschritten und in

bedeutend größerem Format

erscheint. Trotz des vermehrten Umfangs beträgt der Abonnementspreis

für den „Wiesbadener General-Anzeiger“ auch im neuen Quartal nur 50 Pfa. pro Monat frei ins Haus, durch die Post 1.50 Mk. pro Quartal.

Probeblätter werden 14 Tage lang gratis abgegeben.

Die Expedition befindet sich bis auf Weiteres noch Marktstraße 30, Eingang Neugasse.

Verlag und Redaktion des
„Wiesbadener General-Anzeiger“
(Amtliches Organ der Stadt Wiesbaden).

Geschäftsstelle: Mauritiusstraße 8.

Rotationsdruck und Verlag von Emil Hommert, Verantwortliche
Redaktion: Moriz Schäfer, beide in Wiesbaden.